

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Vom Weberfrieder, und er die sociale Frage löste

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Dom Weberfrieder, und wie er die sociale Frage löste.



ie Zeuglemarei, so geheizen, weil sie einen Hausierhandel mit Ellenwaren betrieb, müßt ihr noch gefannt haben. Sie war ein armes Weiblein mit einem Kinde, dem blondgelockten Friederle, das zu allem Unglück keinen Vater hatte, denn der war auf und davon gegangen und hatte sie mit ihrem Weiblein in der Schande sitzen lassen.

Das hat der Marei anfangs sehr weh gethan; denn sie hatte den Steinhauerfranz gar gern, ach viel zu gern gehabt und war durch zu arges Gernhaben zu Fall gekommen. Als ihr Franz ohne Ab-

zied fortgegangen war, hatte eine wilde Verweisung sie erfaßt. Mehr als einmal stand sie in Wasser und wollte da hineinlaufen, und wenn ihr die Angst vor dem Tode nicht noch größer als Gram gewesen wäre, so hätte der kleine Friederle seine schönen blauen Auglein nie und nimmer dieser Welt aufgeschlagen.

Somit ist es zu verstehen, wenn Mareis Muttereuden anfangs nicht überschwenglich waren. Sie sah ihr Kind als eine immerwährende böse Mahnung und als eine Last an, die man je eher, je lieber abstellen möchte. Wenn der Friederle in den ersten Tagen seines Daseins gestorben wäre, so hätte der Mutter einen großen Gefallen gethan.

Dazu zeigte aber der Friederle nicht die geringste Lust: er lebte und wollte — wie sein Appetit und in kräftiges Schreien, welches auf gute Lungen hieß, bewiesen — wohl lange leben. Allgemach erholte sich die Mutter von ihrem Schmerz. Das liebliche Lächeln des Kindes, sein kräftiges Strampeln eroberten ihr Herz, und es dauerte nicht lange, so umfaßte sie ihn mit der ganzen Zärtlichkeit und Innigkeit, deren ein Mutterherz nur fähig ist. Ihrem Friederle zuliebe arbeitete sie Tag und Nacht und fand ihren schönsten Lohn in dessen Gedeihen.

Mit sechs Jahren kam der Friederle zum Zinkenbauern und wurde ein Schafhirtle. Die frische Luft

auf dem Berge, aber wohl nicht minder die süße Milch und die Speckschnitten, welche die Bäuerin dem Büble seines Fleißes und seiner Anstelligkeit wegen gern und reichlich zukommen ließ, machten es, daß das Büble zusehends größer und stärker wurde. Der Friederle bekam Baden wie ein Pfeifer, wurde stämmig und doch behende wie eine Gemse. Der Herr Lehrer aber, dessen Unterricht der Friederle täglich von 8—11 Uhr genoß, nannte ihn seinen besten Schüler.

Der Friederle war ein heller Kopf. Das zeigte sich nicht nur in der Schule, sondern in allen seinen Handlungen. Vor dem Hause des Zinkenbauern war ein laufender Brunnen, dessen Röhre man gewöhnlich mit einem Lumpen zustopfte, wenn der Trog voll war, weil sonst, wenn er überlief, das Wasser über den ganzen Hof sich ergoß. Der Stopflumpen ging durch die Unachtsamkeit der Mägde oft verloren, und die Bäuerin hatte alle Ursache, darüber ihre Unzufriedenheit auszudrücken.

„Dem kann man abhelfen,“ sagte Friederle. Er schnitt sich ein fünf Zoll langes Stück Hollunderholz zurecht, trieb das Mark daraus, bohrte von der Seite ein Loch hinein, in welches er einen ebenfalls durchbohrten Zapfen steckte: jetzt hatte er einen zwar etwas einfachen, aber immerhin einen Hahn, der seine Dienste that. Und so, wie hier, wußte der Friederle überall zu helfen und zu raten: seine Begabung für mechanische Dinge trat sichtlich zu Tage.

Deswegen war es auch, daß er, nachdem er aus der Schule entlassen war, in eine große, mechanische Werkstätte der Stadt in die Lehre kam.

Hier hatte er nun vorerst alle Freuden und Leiden eines Lehrlings zu kosten. Er war dem Werkzeugmacher beigegeben und konnte so vieles lernen, was draußen in den Werkstätten nicht möglich gewesen wäre. Nebenbei mußte er aber auch das Werkzeug an die Arbeiter ausgeben und nach dem Gebrauch wieder von ihnen zurücknehmen. Dieses Amt aber war die Ursache, woraus sich für ihn gar viele Leiden herschrieben. Brachten die Arbeiter das Werkzeug nach dem Gebrauch wieder unversehrt zurück, dann war es gut. Gaben sie es aber gar nicht oder doch beschädigt zurück, dann mußte Friederle es notieren und diese Notizen vor dem Lohnntag auf dem Kontor abgeben — was zur Folge hatte, daß die betreffenden Arbeiter bestraft wurden.

Das gefiel ihnen selbstverständlich nicht; sie verfolgten den armen Friederle, der indessen zu einem tüchtigen Friederle ausgewachsen war, wo sie nur konnten. Im Winter, wenn es beim Geschäftschluß auf der Straße dunkel war, so daß man seinen Nachbar nicht erkennen konnte, hagelten die Ohrfeigen von allen Seiten auf ihn. Der Friederle weinte oft bittere Thränen. Sie nützten aber ebensovienig als die Klagen, die er beim Geschäftsführer vorbrachte.

„Ja, Frieder,“ sagte dieser, „was kann ich da thun? Was außerhalb des Geschäftes vorgeht, das

geht mich nichts an. Auf der Straße hat die Polizei die Ordnung aufrecht zu erhalten. Wenn du aber nicht weißt, wer dich geschlagen hat, so kann dir auch die Polizei nicht helfen, und zudem, Frieder, bedenke: auch ich habe meine Ohrfeigen bekommen, wie ich in der Lehre war. Lehrbuben und Ohrfeigen gehören zusammen wie Sauerkraut und Speck. Wenn ein Lehrling keine Ohrfeigen bekommt, wird er auch kein richtiger Arbeiter. Also! Trag's mit Geduld! In dreiviertel Jahren hast du ausgelernt, dann hört das Ding auf!"

Und er trug's mit Geduld, aber nicht mit der Überzeugung, daß die Ohrfeigen absolut notwendig seien. Er blieb also und hielt die Lehre samt den Ohrfeigen geduldig aus. Als ihm aber am zweiten Tage seines Gesellenstandes ein Russe, der ihn schon oft mißhandelt hatte, wieder mit Ohrfeigen aufwarten wollte, packte er denselben an der Gurgel und warf ihn so kräftig an die Wand, daß er hörbar quietschte und das Feuer im Elßaß zu sehen meinte.

"Alja," sagten die andern, "der Frieder hat ausgelernt. Das war sein Gesellenstück. Alle Hochachtung!"



Sonntags streifte er durch Flur und Wald und besuchte auch gelegentlich seine Mutter oder die Zinkenbäuerin.

Jetzt, da er Geselle war, ging es dem Frieder ganz gut. Er bekam täglich 3 Mark, die er zur Befriedigung seiner bescheidenen Bedürfnisse bloß zu zwei Dritteln verbrauchte. Abends ging er, anstatt in die Kneipe, in die Zeichenschule, und Sonntags streifte er durch Flur und Wald und besuchte auch gelegentlich seine Mutter, oder die Zinkenbäuerin, den Herrn Pfarrer und wen er sonst so kannte und mochte in seinem Heimatdorf. Bei schlechtem Wetter aber

saß er daheim in seinem Stübli und vergnügte sich mit Zeichnen und Experimentieren.

Zwei Jahre hatte er so gelebt, glücklich und zufrieden. Das Arbeiten war ihm eine Lust, das Studieren ein Bedürfnis geworden. Nun aber zog er, dem Drange seines jungen Herzens folgend, nach an Können und Wissen, gesund an Leib und Seele, frohgemut in die Fremde.

In einer industriereichen Stadt Mitteldeutschlands fand er bald dauernde Arbeit, und zwar in einer großen mechanischen Werkstätte, wo, man denke sich Frieders Freude, vier Mark sein Tagelohn waren. Nun konnte er leichtlich 30 Mark im Monat auf die Kasse tragen und doch hie und da seinen Mutter mit einem passenden Geschenk eine Freude machen. Der Frieder wünschte es vorläufig gar nicht besser und war mit sich und der Welt zufrieden.

Das gefiel aber einem seiner Mitarbeiter nicht, das war nämlich der „Citatenfriß“, der nicht sehr konnte, wenn ein anderer zufrieden war, wo doch er — der Citatenfriß — mit Gott und der Welt in einem Stück haderte und Tag und Nacht die Revolution machte.

„Frieder,“ sagte er eines Sonntags zu diesem „Frieder, heute abend gehst du mit in unsere Versammlung, damit du auch erfährst, wie es eigentlich in der Welt zugeht. Du bist noch jung, stellst du dir die Welt noch ganz anders vor, als sie ist. Du hast keine blasse Ahnung von der Ausbeutung und Tyrannei, welche die Herren Arbeitgeber an den Arbeitern verüben.“

„So? Ja, dann ist es richtig,“ entgegnete Frieder, „von vielen Dingen habe ich noch nie etwas gespürt. Die Herren, mit denen ich bisher in Verbindung kam, waren ohne Ausnahme sehr gut gegen mich, und ich bin ihnen vielen Dank schuldig.“

„Mag sein,“ sagte Citatenfriß, „du hast eben Glück gehabt. Aber geh nur heute abend mit. Ein Arbeiter muß dabei sein, wenn die Interessen seines Standes besprochen werden. Wenn dir nur erst reiner Wein eingeschenkt worden ist, dann denkst du auch anders! Du wirst erst erwachen und die Augen aufthun.“

Der Frieder dachte bei sich, was er öfters von seinem früheren Lehrherrn vernommen hatte: „Nimm alles, behalte das Beste,“ und so folgte er der Einladung.

In Begleitung des Citatenfriß begab er sich in den „Bären“, wo die Socialisten ihre Zusammenkünfte hatten und wo sie bereits in großer Zahl beisammen waren.

Bald bestieg Herr Huber, ein ehemaliger Schloßmeister, nun aber ein echter und festsatter Socialist, die Rednertribüne und ließ in einem längeren Vortrage mit abgedroschenen Redensarten sein Licht leuchten. Er sprach von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, vom Kapitalismus und seiner Tyrannei, vom Schwelgen und Prassen der Reichen, vom

ungern und Darben der Armen u. s. w. und lauten und dröhnenden Beifall.

Dann bestiegen noch andere das Podium und gingen, wenn auch in andern Worten, doch so ziemlich wieder dasselbe, so daß der Frieder begann sich langweilen. Was er da hörte, das konnte wirklich seine Grundsätze nicht erschüttern und seine Ansicht nicht ändern. Frieder war froh, als die Vorträge ihr Ende erreicht hatten und er wieder hinaus in die frische Luft kam; denn zur Teilnahme an dem an folgenden Bechgelage ließ er sich durchaus nicht wegen. Da war jedes Wort seitens des Citatenfrits eine unnütze Verschwendung.

„Wenn du nicht bleibst,“ sagte dieser zu Frieder, „o gehe ich mit und begleite dich. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich fühle mich immer mehr zur Hingezogen. Und dann, Frieder, sehe ich es als eine Ehrensache an, einen so tüchtigen Burschen, wie du einer bist, für unsere Sache zu gewinnen. Wie über dir nun die Vorträge unserer Redner gefallen? Hast du sie auch gut verstanden und bist du jetzt in der Berechtigung unserer Forderungen überzeugt?“

„Verstanden,“ erwiderte Frieder, „habe ich alles, aber verstanden bin ich nicht mit allem. Ihr sprecht von Tyrannei und Ausbeutung, und beide habe ich in meinem Leibe noch nie erfahren. Die Herren, mit denen ich bisher verkehrte, waren, wie ich vorhin schon sagte, alle sehr achtungswert; ich verdanke ihnen alles, was ich bin und habe, und ich müßte in elender Tropf sein, wenn ich meinem Pfarrer, meinem Lehrer und meinem Lehrherrn, die mir die Bahn zu einem erträglichen Dasein gewiesen und ebnet haben, ein schlechtes Zeugnis ausstellen wollte. Sämtliche Herren waren sehr freundlich, wohlmeinend und hilfsbereit mir gegenüber. Dagegen haben die Arbeiter mich in der Lehre in roher Weise mißhandelt, nur, weil ich meine Pflicht that!“

„Du hast eben Glück gehabt und weißt nicht, welche Blutsauger und Leuteschinder es giebt,“ warf Citatenfrits ein.

„Nein,“ erwiderte da der Frieder, „wenn ich bisher noch keine Tyrannei gesehen habe, so ist das der klarste Beweis dafür, daß nicht alle Herren Leuteschinder und Blutsauger sind. Ihr begeht also ein rohes Unrecht, wenn ihr alle Unternehmer, die ganze stehende Klasse, in einen Kratten werft und die Unschuldigen mit den Schuldigen verdammt. Es mag ja sein, daß es Ausauger und Vampire unter ihnen giebt, — aber dann bekämpft doch bloß diese und laßt die andern in Ruhe! Es giebt in allen Ständen Lumpen und sehr achtungswerte Menschen, und wie ich mich ganz energisch dagegen auflehnte, wenn man die Arbeiter samt und sonders zu den Lumpen zählen wollte, so steife ich mich ebenso dagegen, wenn alle Unternehmer Tyrannen sein sollen. Es giebt unter der bestehenden Klasse viele, die nur das Beste der Arbeiter im Auge haben und ihr Ohr und Herz keiner berechtigten Forderung verschließen. Wenn es deren immer weniger giebt, so tragen die Socialisten selbst die meiste Schuld daran, weil

sie auch der besten Absicht der Arbeitgeber immer selbstsüchtige Absichten unterschieben und kein gutes Haar an ihnen lassen. Denn sieh, Citatenfrits, wie man in den Wald schreit, so schallt es daraus zurück. Aus Haß giebt's keine Liebe; säest du Rübsamen, dann giebt es keinen Weizen. Glaub nur, wenn die Arbeiter nicht immer so feindselig vorgingen, sondern ihre Anliegen mit jener Bescheidenheit vorbrächten, die dem Arbeiter seinem Herrn gegenüber gebührt, — sie würden viel mehr erlangen, als mit ihrem Räsonnieren, ihrem Schimpfen und Drohen.“

Der Citatenfrits machte große Augen. „Also,“ schrie er, „wir, die Arbeiter, die sich schinden und plagen müssen, daß die Herren wie Götter leben können, sollen nach deiner Ansicht noch demütig und bescheiden sein? Wir sollen noch die Hand küssen, die uns schlägt? Sollen den Unternehmern noch danken, daß wir für sie arbeiten dürfen?! Nein, Frieder, einen solchen Knechtsinn hätte ich bei dir doch nicht vermutet; du bist ein geborener Sklave und wirst immer einer bleiben.“

„Das muß ich durchaus in Abrede stellen,“ erwiderte Frieder ruhig. „Ich bin vollständig Herr meines Willens und habe zum Sklaven weder Lust noch Anlage. Aber ich bleibe dabei: wir sind unsern Herren Dank schuldig, daß sie uns Gelegenheit geben, ehrlich unser Brot zu verdienen, und die Bescheidenheit erniedrigt nicht, nein, sie adelt vielmehr den, der sie übt. Sieh, als ich auf meiner Wanderschaft hierher kam, war ich doch sehr froh, als unser Herr mir Arbeit gab; also bin ich ihm Dank schuldig! Und dann, Citatenfrits, hat unser Herr ein Vermögen von mindestens 300 000 Mark. Er könnte leben, ohne uns, ohne Arbeit und Arbeiter. Dennoch sehen wir ihn unermüdblich thätig, und das fordert — wenn nicht deine — so doch meine ganze Hochachtung. Tausende würden, wenn sie in seinen Schuhen stünden, keine Hand mehr rühren.“

„Er arbeitet; ja, das stimmt! Aber nur aus Habsucht; nur, um immer mehr auf einen Haufen zu bringen. Meinst du, er arbeitet, um uns Gutes zu thun? Um uns Brot zu geben?“

„Sei nicht ungerecht,“ sagte Frieder, „unserem Herrn kann man in keiner Beziehung Vorwürfe machen. Er ist leutselig, verständig, bezahlt einen Lohn, mit dem sich leben läßt. Sieh, ich lege monatlich 30 Mark auf die Seite und lebe dabei ganz fidel!“

„Ja, ja,“ entgegnete Citatenfrits, „du bist ein lediger Bursche und hast gut machen. Wenn du aber einmal eine Familie hättest, würdest du aus einem andern Loch pfeifen!“

„Ich glaube kaum, daß es mir an der Seite einer verständigen, fleißigen Frau schlechter ginge. Meine Kostleute sind auch nur Arbeiter und führen ein sehr behagliches Leben. Sie wohnen ganz anständig, kleiden sich sauber und nett und essen vorzüglich.“

„Deine Kostleute, ja, das glaube ich. Die Frau verdient mit Waschen und Bügeln; der Mann

bekommt im Geschäft täglich fünf Mark und hängt seiner lieben Anna immer am Schurzbandel; einen Schoppen zu trinken getraut er sich nicht. Und einen solchen Pantoffelhelden willst du dir zum Muster nehmen!?"

„Da bist du irr, wenn du meinst, mein Kostherr trinke keinen Schoppen. Er trinkt sogar alle Tage drei, läßt aber den Wein aus dem Nebort kommen und braucht also nicht ins Wirtshaus. Daß er zu seiner fleißigen, braven Frau hält, das finde ich ganz schön, und ein Pantoffelheld ist er deswegen noch lange nicht. Im Gegenteil, sie thut nichts, ohne sich vorher mit dem Manne verständigt zu haben. Und dann, Fritz, — wenn einer heiratet, muß er für die Annehmlichkeiten, die ihm das Familienleben bietet, auf die Vergnügungen des Junggesellenstandes verzichten können. Der Spaß auf dem Dache opfert sich ja für seine Familie auf! Und ich glaube, daß einer, der für die Seinen sorgt und ihre Wege zurückgezogen lebt, mehr Anspruch hat auf den Namen „Mann“, als ein anderer, der im Wirtshaus seine Erholung sucht und unter Politisieren und Kennommieren seinen Lohn vertrinkt und seine Angehörigen daheim darben läßt!“

„Donnerwetter, du kannst aber predigen,“ meinte da voller Hohn der Citatenfritz, „aber wie, wenn ein Familienvater bloß zwei Mark Taglohn bekommt und eine Frau und sechs Kinder ernähren soll. Was dann, Frieder?“

„Daß es viele solcher giebt,“ sagte Frieder, „ist leider wahr. Aber wer trägt denn die Schuld? Doch nicht etwa der Arbeitgeber. Der Unternehmer kann doch einem Menschen, der nichts gelernt hat und mit seinen geringen Fähigkeiten nur sehr wenig leistet, keinen hohen Lohn ausbezahlen, nur weil der Mann eine Frau und sechs Kinder hat! Jeder Unternehmer hat heutzutage mit einer steigenden Konkurrenz zu kämpfen, er muß sein Geld zusammenhalten, wo er nur kann, wenn er nicht selbst zum Bettler werden will, und was er an Lohn geben kann und darf, das muß sich genau nach dem richten, was der Arbeiter leistet.“

„Die Unternehmer bezahlen aber nie nach Verdienst; sie schöpfen den Rahm ab und der Arbeiter bekommt die Sauer Milch.“

„Wo das wirklich geschieht,“ entgegnete Frieder, „da kann der Arbeiter seine Ansprüche geltend machen; er darf aber niemals seine Familie als Ursache des Verlangens nach höherem Lohn vorsehren. Für die Familie ist nur der verantwortlich, der sie gegründet hat. Und hier ist eben der Krebschaden, daß so viele Leute, die nichts können, nichts wissen und nichts haben, mit unverantwortlichem Leichtsinne eine Familie gründen und oft schon mit neunzehn Jahren heiraten.“

„Du bist und bleibst einmal ein waschechter Philister,“ sagte Citatenfritz giftig. „Wenn es nach dir ginge, würden wir bald ein Gesetz haben, demzufolge allen armen Leuten das Heiraten verboten wäre.“

„Fritz, du willst die Wahrheit absolut nicht verstehen. Zu einem Heiratsverbot hat niemand ein Recht; das wäre wider die Gesetze der Natur. Darin soll volle Freiheit herrschen. Aber der einzelne soll sich dieser Freiheit würdig zeigen; er soll sich fragen: Kann ich auch eine Familie ernähren? Wenn einer zwei Mark pro Tag verdient, so kann er sich es selbst bequem ausrechnen, daß dies zur Erhaltung einer Familie nicht zureicht. Wenn er bloß zwei Mark verdient, kein Vermögen hat und die Möbel auf Abzahlung holen muß, so kann er das folgende Elend voraussehen, und er hat nachzudenken, wenn er in der Klemme sitzt, weder Ursache noch Recht, andere dafür verantwortlich zu machen. Ein solch leichtsinniger Heirat begeht einer ein Verbrechen an sich und an der Gesellschaft. Denn durch solche Eheschließungen steigt das Proletariat ins Unabsehbare, die Nachfrage nach Arbeit überwiegt das Angebot immer mehr und die Aussichten für den Arbeiter werden immer ungünstiger. Und wer ist schuld? Der Arbeitgeber doch sicherlich nicht.“

„Deswegen,“ warf Citatenfritz ein, „erstreben wir ja die Verstaatlichung, Monopolisierung des Gewerbes und des Grund und Bodens. Sind wir erst so weit, dann giebt es keine Not mehr, der Lebensfluß gelangt dann nicht mehr in die tiefen Täler profitwütiger, egoistischer Fabrikanten, sondern in die Staatskassen, und diese werden helfend eingreifen, wo es Not thut. Es giebt dann keine Herren und keine Bettler mehr. Wer leben will, muß arbeiten und wer arbeitet, hat Brot!“

„Das wäre so übel nicht,“ gab Frieder etwas spöttisch zurück. „Ich fürchte bloß, daß dieses Programm bei der Ausführung scheitert. Du wirst einsehen, Citatenfritz, daß solch eine riesige Staatsmaschine auch ihre Verwaltung haben müßte. Was sage mir, wer die Verwaltung übernehmen soll? Ihr verkündet die Gleichheit. Wo aber alle gleich sind an Mitteln und Rechten, giebt es keine Untertänigkeit und ohne diese keine Regierung, die ihren Klassen Achtung und Folge verschaffen kann.“

„Was du für naive Fragen stellst,“ sagte Citatenfritz. „Wer die Verwaltung des Zukunftsstaates übernehmen soll? Natürlich die Intelligenzien. Das ergibt sich von selbst. Wer nicht rechnen kann, wird sich nicht zur Finanz melden, und ein geistloser Mensch wird nicht Korrespondent werden wollen. Er muß eben thun, was er kann.“

„Und soll für seine geringe Leistung dann bezahlt werden, wie einer, der an der Spitze der Verwaltung steht?“

„Er bekommt so viel, daß er und seine Familie ein menschenwürdiges Dasein führen können.“

„Und wer, wenn ich fragen darf,“ warf Frieder ein, „bestimmt die Grenzen und reguliert die Bezüge bezüglich eines menschenwürdigen Daseins? Weist du nicht, daß die Menschen nicht nur sehr verschieden veranlagt sind, sondern auch sehr verschiedene Bedürfnisse haben? Ihr könnt die Grenzen des Bedürfnisses noch so weit ausstrecken, sie werden

allen genügen, und schließlich habt ihr dann doch
oder ein Heer von Unzufriedenen, Unbotmäßigen,
nitenten — und mit der allgemeinen Glückselig-
ist's halt wieder nichts."

"Das ist aber dann doch was anderes," meinte
latensfritz. "Man giebt jedem, daß er anständig,
nschenwürdig leben kann. Ist einer dann doch
zufrieden, so ist er's ohne Not, ohne Berechti-
ng. Heute aber hat man Recht und Ursache zur
zufriedenheit genug. Im Zukunftsstaat darf keiner
hr darben, aber auch keiner schwelgen; der Starke
eitet für den Schwachen, weil er in ihm einen
n der Natur stiefmütterlich bedachten Bruder sieht."
"Und du glaubst wirklich, daß es im exträumten
kunftsstaat ausschließlich Menschen giebt, die ihr



Im Zukunftsstaat darf keiner mehr darben, aber auch keiner schwelgen.

önnen und Wissen, ihr Talent und ihre Energie
lbtlos ohne materiellen Vorteil, ohne persönliche
ergünstigungen und Auszeichnungen in den Dienst
rer beschränkten oder faulen Mitbrüder stellen,
ur damit die letztern auf Kosten der erstern ein
ehagliches, müheloses Dasein führen können? Wenn
u das glaubst, Citatensfritz, dann kennst du die
Menschen nicht, dann kennst du nicht die Macht des
Selbsterhaltungstriebes, nicht das Feuer des Ehr-
zeiges und hast keine Ahnung von den unausrott-
aren Wurzeln, die der Egoismus in den Herzen
er Menschen immer trieb, gegenwärtig treibt und
reiben wird, so lang es Menschen giebt."

"Du willst mich nicht verstehen, Frieder," sagte

unwillig und müde Citatensfritz. "Du hast zu wenig
Verstand, um deinen Vorteil wahrzunehmen, zu wenig
Herz, um das Glend deiner Standesgenossen mit-
fühlen zu können."

"Nein, Citatensfritz, du verkennst mich. Auch mir
thut es weh, wenn ich meine Mitbrüder in Armut
und Not sehe, auch ich wünsche meine Lage günstiger
zu gestalten, aber diesen und mir zu helfen, schlage
ich ganz andere, eigene Wege ein, weil ich — wenn
ich nach eurem Programm mich richten wollte —
niemals zum Ziel komme. Wenn ich einen hoch droben
auf der Spitze einer Pyramide sehe, wie er, von den
goldenen Strahlen der Morgensonne begossen, im
kühlen Ather hoher Regionen sich badet und mit
Bergnügen die Schönheiten und Reize der unter ihm
liegenden Landschaft betrachtet, so kommt mir als
einem zu stetem Verlangen veranlagten Wesen natür-
lich der Wunsch, es ihm nachthun zu können. Wenn
ich zu ihm will, muß ich mich erst fragen, wie er
es angestellt hat, daß er hinauf kam; ich muß den
von ihm eingeschlagenen Weg aussuchen. Aehnlich
ist es im gesellschaftlichen Leben. Wenn
schon diejenigen, die auf den blumengeschmückten
Höhen des Lebens wandeln, immer auch gebrechliche
Menschen sind und von den Tücken des Schicksals
auch nicht verschont bleiben und Krankheit und Tod
mit allen Reichtümern nicht von sich fern halten und
mit allem Golde keine Liebe erkaufen können, ohne
welche das Leben schal und fade ist, — so bezaubert
und verführt uns doch der sie umgebende
äußere Glanz und macht den Wunsch nach ähnlicher
Stellung in uns rege. Ich gestehe, daß ich mir
schon oft wünschte, ein großer Fabrikant zu sein.
Bei solchem Wunsche aber frage ich mich: Wie kommt
es, daß dein Herr so hoch droben und du so weit
unten bist? Welche Wege mußt du einschlagen, um
zu ihm zu gelangen? Wie kommt es, daß er dein
Herr und du sein Arbeiter bist? Und da giebt es
nur eine stichhaltige Antwort: seine Vorfahren
müssen tüchtiger, solider und sparsamer, oder mehr
vom Glück begünstigt gewesen sein als die meinen,
oder er muß durch außergewöhnliche Mühe und Arbeit
oder Glücksumstände sich selbst in die Höhe gehoben
haben oder in die Höhe gehoben worden sein. In
allen diesen Fällen muß ihm das natürliche Rechts-
gefühl seinen Besitz und dessen Sicherheit zusprechen
und garantieren. Haben seine Voreltern sich gemüht
und geplagt, gespart, dann liegt es in der Natur
der Dinge, daß er — ihr Fleisch und Blut — die
Früchte dieser Mühen genießt. Oder, Hand aufs
Herz, Citatensfritz, wolltest du, wenn du Kinder hättest,
dein erspartes und erschaftes Eigentum ändern als
diesen vermachst wissen? Gewiß nicht! So lange
einer bei gesunden Sinnen ist, spricht die Stimme
der Natur nur zugunsten des eigenen Fleisches und
Blutes. Hat sich einer aber vermöge der ihm an-
geborenen Fähigkeiten selbst herausgeschafft, dann
kann man ihn dieser seiner Fähigkeiten wegen wohl
beneiden, aber nicht anfeinden und bekriegen.
Da kann man höchstens gegen Gott, der ihm die

Gaben verlieh, oder, wenn man an keinen Gott glauben will oder kann, gegen die Natur, die so partiisch und nach Belieben ihre Gaben austheilt, sich auflehnen, am besten aber läßt man's bleiben. Wer einen Anlauf gegen diese unternimmt, wird bald mit gebrochenem Genick am Boden liegen. Ich wiederhole: zur Anfeindung eines Mannes, der sich aus eigener Kraft emporgeschwungen hat, haben wir kein Recht; wohl aber haben wir alle Ursache, ihn hochzuachten. Denn Hunderttausende, die ebensoviel Talent, ebensoviel Glück haben, gehen lang- und klug- und nutzlos zu Grunde, weil sie letzteres mit Füßen treten und jenes nicht zur Verwertung bringen. Und dann kostet es bei aller Fähigkeit doch beharrliche Arbeit, wenn man sich über das Alltagsleben erheben will!"

"Ich beuge mein Knie vor deiner Weisheit," sagte Citatenfritsch, "solche Gedanken hätte ich hinter deinem Strichblatt nicht gesucht, obgleich ich dich für einen hellen Kunden ansah. Aber weil du allem so auf den Grund sehen kannst, wirst du mir auch sagen, wie es mit jenen zu halten ist, die durch Betrug und Blutsaugerei, durch Schlechtigkeiten aller Art in dieser schönen Welt so glänzend zur Geltung gekommen sind?"

"Diese bestraft das Gesetz, wenn sie ihm ins Garn kommen; wo nicht, giebt es einen inneren Richter, und dieser heißt Gewissen, und das Gewissen weiß so kräftig in ein ruchloses Herz sich einzukrallen, daß trotz des äußeren Glanzes ein solcher, d. h. ein Vampir an der menschlichen Gesellschaft, alles andere eher ist, als glücklich. Da schläft ein armer, aber braver Arbeiter doch süßer auf den harten Steinen als ein Gauner auf seidüberzogenem Prachtbette, und die magerste Kost ist ihm genußreicher, als einem Galunken Rehbraten und Boularden. Solche Leute beachte ich nicht, Citatenfritsch; die überlasse ich ruhig ihrem Schicksal. Sie entgehen ihm nicht. Aber jene Menschen, die durch Fleiß, Sparsamkeit und Beharrlichkeit zum Ziel gekommen sind, nehme ich mir zum Beispiel. Ihnen will ich nachthun, nachleben und mir einen ebenen Pfad in meinem Leben zu bahnen suchen, und komme ich einst in die Höhe, dann will ich sehen, wo, wie und wie weit ich der Armut, dem Elend und dem Unglück meiner Mitmenschen abhelfen kann. Jetzt habe ich vor allem noch mit mir zu thun."

"Und du willst unserer Partei nicht beitreten?"

"Nein. Euer Programm ist nicht durchzuführen, und ich stütze mich vorerst noch auf keine Partei, sondern auf mich selbst, und wenn das jeder thut, wenn jeder die Besserung bei sich anfängt, dann wird viel von dem angeblichen und wirklichen jetzigen Elend von selbst verschwinden. Der Weg zum Glücke liegt nicht im öden, struppigen Gesilde des Raisonierens, Hochens und Drohens, sondern er liegt auf den fruchttragenden Auen des Fleißes, der Arbeit, Sparsamkeit und Genügsamkeit."

"Nun, wenn du absolut nicht zu bekehren bist, so versuche es einmal, ob du nach deiner Methode reich

und glücklich werden kannst. Ich würde es dir gönnen, aber: Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube."

"Ich glaube und vertraue meinem Stern um so besser," sagte Frieder. "Doch jetzt: Gute Nacht und



Da schläft ein braver Arbeiter doch süßer auf den harten Steinen als ein Gauner auf seidüberzogenem Prachtbette.

sei mir nicht böse. Die Meinungsverschiedenheiten kommen von der Verschiedenheit der Erziehung, des Lebensganges und der Persönlichkeit und sollen keinen Haß zwischen uns erzeugen. Ich wenigstens habe und verfolge keinen seiner Ueberzeugung wegen."

"Das freut mich," sagte Citatenfritsch, "daß du wenigstens vorurteilslos bist. Da ist doch noch nicht alles verloren. Ich glaube, wenn du erst einmal in der Welt herumgewürfelt worden bist wie ich, daß du dann noch anderen Sinnes wirst."

"Was die Zukunft aus einem macht, kann man nie wissen. Doch glaube und hoffe ich nicht, daß wir beide uns einmal unter dem Banner der Socialdemokratie treffen. Da müßte sich die Welt schon ziemlich auf den Kopf stellen. Doch jetzt, Fritsch, sagte Frieder, dem Citatenfritsch die Hand reichend, "muß ich heim, ich muß morgen wieder tüchtig bei der Arbeit sein. Schlaf wohl!"

"Gute Nacht, Frieder," sagte dieser, "schlaf auch wohl!"

Sie gingen, der eine, der Frieder, heim in sein Kämmerlein, der Citatenfritsch noch in eine Kneipe. Er mußte noch einen hinter die Binde gießen, wie er sagte.

Auf dem Wege zur Kneipe hatte er noch ein Selbstgespräch. "Schade um den Kerl," sagte er, "daß er nicht 'rum zu kriegen ist. Das gäbe einen Agitator erster Klasse; denn er hat Größe im Kopf

ad ist schlagfertig. Es wundert mich bloß, wo er die Sache her hat? Vor sechs Jahren war er doch noch ein ungehobelter Bauernbengel und jetzt ist er nicht nur ein tüchtiger Arbeiter, sondern auch sonst auf jedem Gebiete beschlagen. Nun, was nicht ist, um immer noch werden. Wenn er sich erst in der Welt tüchtig die Hörner abgerannt hat, besinnt er sich vielleicht doch anders. Vorderhand ist nichts mit ihm anzufangen. Aber achten muß ich ihn trotz Alledem. Ja ich habe ihn im geheimen noch lieber als solch einen Laitschi, der, ganz nach Verlangen, sich heute links, morgen rechts dreht."

Er war am Ziel seiner Wanderung. Eine zweite Kneipe, wo es nichts weniger als gemütlich war, nahm ihn auf.

Der Frieder aber saß daheim bei seinen Zeichnungen. Immer, bevor er zu Bette ging, las er entweder in einem guten Buche oder er zeichnete. Beim Experimentieren machte er Entdeckungen, die ihn zu den kühnsten Hoffnungen berechtigten. Vorläufig aber legte er alles noch zurück. Erst wollte er noch mehr lernen, ehe er die Pfade des Erfinders betrat; denn nur, wer etwas ist, wer etwas kann, darf bei seinen Unternehmungen auf Anerkennung und Erfolg hoffen.

Nachdem er eine komplizierte Zeichnung beendet hatte, löschte er das Licht aus und legte sich zu Bette, um in gesundem Schlaf wieder Kraft zu seinem morgigen Tagewerk zu gewinnen.

So waren der Frieder und sein Mitarbeiter, der Sitatenfritz. Der eine suchte seine Lage durch fleißige Arbeit, der andere sein Geschick durch Räsonnieren zu verbessern.

Jahre sind verfloßen.

In Stahlingen — es ist Samstagabend — kommen eben die Schlosser und Mechaniker, hundertfünfzig Mann, aus der Fabrik, die vor zwei Jahren, zum großen Nutzen des sonst so armen Ortes, gegründet worden war.

"Das muß man unserem Herrn lassen," sagte Heidenreich, ein Polierer, "er ist ein Ehrenmann und ein Geschäftsmann vom Scheitel bis zur Sohle. So, wenn sie alle wären, ließe es sich aushalten als Arbeiter. Jetzt hat er uns schon wieder aus eigenem Antrieb am Lohn aufgebessert, weil das Geschäft es trägt, wie er sagte."

"Ja und auch die Arbeitszeit hat er uns eine Stunde gekürzt," fügte der rote Kobeln hinzu, so genannt, weil sein dichter Haarbusch die Farbe eines Fuchsbalges hatte. "Das thut nicht bald ein Herr freiwillig; denn, berechnet nur, was ihm das bei 150 Arbeitern ausmacht. Hundert Mark in 14 Tagen decken seine Einbuße nicht."

"Und seine Magd ist immer mit dem Eßkorb unterwegs, wenn irgendwo eine Frau im Wochenbett oder ein Arbeiter krank liegt," sagte wieder ein anderer.

"Und arbeiten kann er," sagte ein dritter. "Ich sag' euch, der stellt seinen Mann am Schraubstock,

an der Drehbank und an der Gasse. Er hat Lehrthn, als es eine schwierige Arbeit rasch abzuthun galt, unmitttelbar neben mir gearbeitet; es war eine Freude, ihm zuzuschauen. Ich habe gemeint, ich könne es, aber gegen den Herrn bin ich der reine Lehrbube. Weil er das Praktische so versteht, weiß er auch, was man mit gutem Willen leisten kann, und verlangt nichts Unbilliges. Vor einem solchen Herrn habe ich Respekt und wünsche mir keinen bessern."

"Ich auch nicht," so pflichtete der Baiersepple, ein Eisendreher, bei. "Bin schon weit herumgewest a, aber so hot mir's noch nirgends g'foallen nit, des soag i schon a. Und wie mar soagt, hot unser Herr ganz von d'r Biki aufi deant, ist früher auch ein armer Schlucker g'west, und so was vermehrt den Respekt schon a!"

"Da muß ich beipflichten," fiel ein langaugeschoffener, hellblonder Schlosser ein. "Wenn einer heutzutage, wo die Konkurrenz auf allen Gebieten sich fortwährend steigert, vom gemeinen Schlosserjessellen sich so in die Höhe arbeiten thut, denn hat sich das was auf sich, Jungens. Aber das kommt davon: unser Prinzipal hat in Preußen, wie ich mich habe sagen lassen, sich erst richtig ausgebildet. Drum ist's ihm so jut sejanen!"

"Wees Knebbchen, mer gönnte meenen, bloß im Praißschen gönnte man sich ausbilden," nahm jetzt ein krausköpfiger, untersehter Sachse das Wort. "Ich behopte: im Särtschen hat er die höhere Bildung gelernt, in Chämniß!"

"Dees bleibt sich alles gleich, wo unser Herr sich ausbildet hot. D' Hauptsach ischt: er ist en gueter Ma, und wenn alles wider ihn aufsteand, i lass' en net falle; noi, des gut's net beim e richtige Schwobe. Unser Herr, er soll leben: hoch, hoch, hoch!"

Alle, der Baier, der Preuße, der Sachse und der Schwabe, der Protestant und der Katholik, stimmten in dieses „Hoch“ ein. Wachte ihre Gesinnung, ihre Nationalität und ihre Religion noch so verschieden sein, in der Hochachtung ihrem Herrn gegenüber waren sie einig. —

Der Fabrikant aber, ein stattlicher Mann mit männlichem Gesicht, hell und gutmütig blickenden blauen Augen, saß währenddessen daheim im Kreise seiner Lieben.

Diese Lieben bestanden aus einer jungen, reizenden Frau und zwei hübschen, blonden Kindern. Das eine, der dreijährige Fritzle, saß gerade auf den Knien des Vaters, während das zweijährige Mariechen an den weichen, schwellenden Busen der Mutter sich schmiegte.

"Nun, Mama," fragte der Vater, "sind meine Kinder auch recht brav gewesen?"

"Jawohl, Papa," entgegnete diese, indem ein Blick der zärtlichsten Liebe den Mann ihres Herzens und die beiden Kinder streifte, "sie sind sehr brav gewesen, und der Fritzle hat mich, es dem Papa zu sagen, damit er ihm ein Schaukelpferd kaufe."

"Was willst du, Fritzle, ein Schaukelpferd?" sagte dieser lachend, indem er den Fritzle auf den Knien

schaukelte, „bin ich denn nicht dein Schaukel-
pferd?“

„Nein,“ sagte Fröhle, „du bist mein lieber Papa;
gelt, Mama, der Papa ist kein Schaukelpferd?“

„Nein, Kind, du hast recht, Papa ist kein Schaukel-
pferd.“

Es öffnete sich die Thüre. Unter derselben stand
ein Dienstmädchen in einfachem, aber sauberem Haus-
anzug. Ein weißes Häubchen lag kokett auf den
kastanienbraunen, seidenglänzenden Haaren, eine eben-
so weiße Spitzenschürze schmiegte sich an den frisch-
gebügelt, knisternden Rock, der nicht ganz auf die
Knöchel niederfiel und den mit weißen Strümpfen
und zierlichen Pantöffelchen bekleideten Fuß sehen ließ.

„Herr Weber,“ sagte das Mädchen, „es ist ein
Herr da, der Sie sprechen möchte.“

„Du hast ihn doch ins Empfangszimmer geführt?“
fragte leutselig Herr Weber.

„Jawohl, Herr Weber.“

„Gut, ich werde sofort kommen!“ Damit stellte

er den Fröhle
an die Knie
der Mutter.

„Wenn's
geht, liebe
Marie, bin ich
gleich wieder
hier. Entschul-
dige mich!“

Als Herr We-
ber ins Em-
pfangszimmer
kam, fand er
einen älteren
Mann, der so
an 55 Jahre
zählen mochte.
Die Wangen
waren einge-
fallen und gelblich, der Schnurr- und Knebelbart
weiß, die ziemlich gelichteten Haupthaare grau meliert.

Der Anzug war nicht mehr neu, aber immerhin noch
sauber und gut, die Schuhe hatten schiefe Absätze.
„Was wünschen Sie von mir, lieber Mann?“
fragte Herr Weber freundlich.

„Um Arbeit möcht' ich Sie bitten.“

„Auf welche Branche sind Sie eingeschafft?“ fragte
Herr Weber.

„Habe schon an der Esse, am Schraubstock und
an der Drehbank gearbeitet. In letzter Zeit war
ich aber sehr krank, und somit würde es mir am
liebsten sein, wenn ich an der Drehbank beschäftigt
werden könnte.“

„Da könnte am Ende Rat werden. Haben Sie
Legitimation?“

Der Fremde langte in die Rocktasche und über-
reichte Herrn Weber seine Zeugnisse.

„Wie, Sie heißen Fröh Brand und sind aus
Röthen?“

„Wie Sie aus den Zeugnissen sehen, ja, mein Herr!“



„Nun, Mama,“ fragte der Vater, „sind meine Kinder auch recht brav gewesen?“

„Und Sie haben vor vielen Jahren bei der Firma
Gregor in Chemnitz unter dem Namen Citaten-
fröh gearbeitet?“

„Ja.“

„Dann erlaube, daß ich das einst zwischen uns
übliche, Du' wieder hervorhole und dich hier in mei-
ner Wohnung als ehemaligen Kollegen und Freund
sehr herzlich begrüße. Willkommen, Citatenfröh!“

„Habe leider nicht die Ehre, Sie zu kennen!“

„Das glaube ich, Citatenfröh. Zwanzig Jahre
können einen Menschen bis zur Unkenntlichkeit um-
gestalten, im bessern und im schlimmern Sinne. Du
hätte dich wirklich auch nicht mehr gekannt. Du
besser, erinnerst du dich nicht mehr an den Frieder-
der in Chemnitz an der gleichen Werkbank mit dir
arbeitete?“

„An den Frieder! — Ach Gott, an den habe ich
schon oft gedacht, um so mehr, als ich nach und nach
einsehen lernte, daß er mir trotz seiner Jugend in
Sachen der Politik weit über war. Denn mit mei-
nen damals

socialistisch
angehauchten
Grundsätzen
bin ich nicht
weit getom-
men, obwohl
ich nur meine
Leberzeugung
folgte und um
meinen Mit-
menschen es
gut meinte.

Auf der einen
Seite wurde
ich verfolgt,
auf der andern
ernstete ich
dank. Gar oft
sahst du mich
und unter all
den andern
aber auch
er kam dich
zu sehen.“

Der Fröh
richtig geg-
bung in ei-
praktische
Erkenntnis
bild auch e-
der chemisch
Firma hina-
sende Spr-
er alle ihn
er gar voll
Kunden.
Da die

wenn es mir schlecht ging, habe ich an den Frieder
gedacht und zu mir gesagt: Er hatte doch recht!
Der arme Mensch kann nichts Geseheneres thun,
als alle seine Kräfte zusammennehmen, um der
Welt soviel von ihrem Glück abzurufen, als ihm
möglich wird. Es würde mich freuen, wenn ich
jenen Frieder wieder einmal sehen könnte!“

„Er steht vor dir, Citatenfröh, und heißt dich
nochmals recht herzlich willkommen, um so lieber,
da er sieht, daß du deine damaligen, zu keinem
guten Ziele führenden Ideen aufgegeben und in der
Fahrwasser der gesunden Vernunft eingelaufen bist.“

Der Citatenfröh stand und starrte. „Was,“ sagte
er, „Sie, der Fabrikant, der Besitzer dieses großen
Geschäftes, wären derselbe wie jener Frieder? Es
ist fast nicht zu glauben.“

„Ist aber trotzdem so, mein lieber Fröh. Aber zwis-
schen uns beiden bleib's beim alten. Wir waren Kol-
legen, Freunde, und bleiben es auch heute. Ich bitte dich,
mich ebenfalls mit dem vertraulichen Du' anzureden.
Und nun erlaube, daß ich dich meiner Frau vorstelle!“

Er nahm
immer.
„Marie,“
die einen
Brand, vor.
den Tisch un-
Die Frau
Marines ist
und reichte
Fröh die Han-
da sie sich an die
und dann ge-
Nachdem
den Frieder
Fröh antwortete
gegenseitig ist

Er nahm ihn am Arm und führte ihn ins Wohnzimmer.

„Marie,“ sagte er, dort eintretend, „hier stelle ich dir einen ehemaligen Freund und Kollegen, Fritz Brand, vor. Bitte, besorge ein Gedeck mehr auf den Tisch und lasse auch eine gute Flasche auffahren!“

Die Frau erhob sich. „Ein Freund meines lieben Mannes ist mir jederzeit willkommen,“ sagte sie und reichte dabei dem bis zu Thränen gerührten Fritz die Hand; dann klingelte sie. „Emma,“ wandte sie sich an das eintretende Mädchen, „decke den Tisch,“ und dann gab sie die weiteren nötigen Befehle.

Nachdem gegessen war, saßen die beiden Freunde, er Fabrikant und der Arbeiter, gemüthlich bei einem Glase guten Weines beisammen und gaben sich gegenseitig ihre Erlebnisse zum besten.



Die beiden Freunde saßen gemüthlich bei einem Glase guten Weines beisammen.

Der Citatenfritz hatte nach wie vor fleißig für die Socialdemokratie agitirt, hatte da und dort ein Wort zu viel gesprochen, war etlichemale ins Gefängnis gewandert und von diesem ins Glend gekommen; als ihm aber das Wasser in den Mund lief, da ließen ihn seine Brüder im Stich. Arbeitslos war er oft monatelang durch alle Gauen Deutschlands gestreift, Not und Krankheit hatten ihn vielfach und in verschiedenen Gestalten heimgesucht. Unter allen Ständen fand er Menschen, unter allen Unmenschen, und er kam zur Erkenntnis, daß die Bourgeois nicht lauter Teufel, die Arbeiter aber auch nicht sämtlich Engel seien, — und so gab er sein Agitieren auf.

Der Frieder seinerseits aber hatte einige Jahre tüchtig gepart und war dann zu höherer Ausbildung in ein technisches Institut gegangen. Er, der praktische Arbeiter, konnte schon nach Jahresfrist sein Examen machen, und das Institut besorgte ihm alsbald auch eine Stelle. Als tüchtiger Monteur zog der ehemals so arme Friederle in Aufträge seiner Firma hinaus nach allen Staaten Europas; er lernte fremde Sprachen und Sitten und die Eisenindustrie in allen ihren Zweigen kennen; überall aber arbeitete er zur vollen Zufriedenheit seiner Firma und ihrer Kunden.

Da die Firma für die Reisekosten und die Ver-

Lührer sinkender Rote für 1901.

pflegung aufkam, so konnte Frieder sich den Haupttheil seines ansehnlichen Gehaltes gutschreiben lassen, so daß er nach einigen Jahren schon ein hübsches Stück Geld beisammen hatte, das ihm sehr zustatten kam, als ihm eine gewinnversprechende Erfindung patentiert wurde.

Der Frieder etablierte sich, und sein Geschäft ging flott, und als gar ein lebenswürdiger, weiblicher Associate sich fand, der sein bedeutendes Vermögen und sein Geschick in Frieders Hand zu legen willens war, konnte dieser eher, als er selbst es vermutet hatte, sich als Großindustriellen betrachten.

Fleiß, Beharrlichkeit, Sparsamkeit und Intelligenz hatten ihm die Wege geebnet; er hatte für seine Person die sociale Frage gelöst, und so meint er auch, nur auf diesem Wege sei es möglich, sie zu lösen: „Alles Geschrei von Gleichheit, Brüderlichkeit und Freiheit ist Unsinn. So lange die Natur die Menschen an Körper und Geist verschieden gestaltet, — und sie wird es immer thun —, so lange giebt es keine Gleichheit. So lange es aber Menschen giebt, die in allen Lastern schwelgen, giebt es keine Brüderlichkeit.“

Ja, so sprach Herr Weber, und er hatte ein Recht dazu, weil er den Weg, den er andern wies, mit Erfolg selbst eingeschlagen hatte.

Der Citatenfritz — für den sein Freund weiterhin aufs beste sorgte, indem er ihm eine für sein Alter und seine Umstände passende Beschäftigung anwies — konnte alles, was dieser sagte, nur bestätigen, so groß war sein Respekt vor Frieders Tüchtigkeit, vor seinen Erfolgen und vor allem vor seinem guten Herzen, — das er ja an dem Freunde der Jugend selbst deutlich bekundete.

Unlauterer Wettbewerb in alter Zeit.

Schon im Altertume gab es „unlauteren Wettbewerb“, und wer war es, der ihn trieb? Nun natürlich — die Israeliten! Der David —



es weiß es ja ein jeder — schleuderte so lange, bis der Goliath — kaput war.